Der estnische Expressionist

Paavo Järvi ist ein Dirigent für eine neue Zeit. Jetzt holt er auch den Sinfoniker Schumann in die Gegenwart

Es gibt Musikerlebnisse, die können ein Leben verändern. Paavo Järvi saß gerade in Reihe sechs der New Yorker Met, direkt hinter ihm sein Mentor, die Legende Leonard Bernstein. „Ich konnte seine Whisky-Fahne riechen“, sagt Järvi. Damals war Järvi Student, noch nicht lange zuvor aus Estland geflohen. Gegeben wurde „La Traviata“, Carlos Kleiber stand am Pult. Das Orchester eines der besten der Welt, fast arrogant. Gleich auf der ersten Seite der Noten gibt es eine Fermate, einen Moment, an dem der Dirigent den Ton halten kann – meist nur einen Atemzug. Doch Kleiber hielt. Hielt weiter. Immer länger. „Alle Musiker rissen vor Schreck die Augen auf, wurden hellwach“, erinnert sich Järvi. „In dieser Sekunde änderte sich alles. Er hatte sie gefangen und ließ sie nicht wieder los.“ Es wurde das beste Konzert, das Järvi je gehört hatte. Nach dem Schlussakkord schwieg das Publikum wie hypnotisiert. „Sie hätten eine Stecknadel fallen gehört, niemand traute sich zu atmen.“ Bloß eine Stimme hörte man stöhnen: „Wow, Man!“ Das war Bernstein.

In dieser Anekdote steckt schon der ganze Järvi: die Komik, die heiße Liebe zur Musik, die Freude an der Überraschung, das charakterisiert den 49-jährigen Esten. Den Mann, der bisher außerhalb der Szene noch gar nicht recht wahrgenommen wird, obwohl er längst zu den Größten der Welt zählt. Er dirigiert in Frankfurt, Paris, Cincinnati und New York – vor allem aber in Bremen. Mit der dortigen Deutschen Kammerphilharmonie, diesem erstaunlichen Orchester, das von einem japanischen Fachblatt unter die zehn besten der Welt gewählt wurde, hat Järvi nun die vier Sinfonien Robert Schumanns wiederentdeckt.

Stiefkind des Betriebs

Eine erstaunliche Wahl. Schumann ist ein Stiefkind des Klassikbetriebs, daran hat auch das Schumann-Jahr 2010 nichts geändert. Der Romantiker wird für seine Klavierstücke geschätzt, wurde aber nie ein populärer Symphoniker. Auf den Spielplänen steht er fast nie als Höhepunkt des Abends. Musikwissenschaftler schrieben immer wieder, Schumann habe schlecht instrumentiert. Im „New Grove“, quasi die „Encyclopaedia Britannica“ der Musikwissenschaft, steht: „Schumann war kaum fähig, in Kategorien des Orchesters zu denken.“

Järvi legt die Stirn in wütende Falten. „Alles, was wir bisher über Schumann denken, ist Unsinn, man muss an ihn glauben. Nicht Schumann spielen und sich gleichzeitig dafür entschuldigen“, sagt Järvi mit heftiger Geste. In seiner schwarzen Kleidung – Anzug, drei Knöpfe weit offenes Hemd, Lederhalsband – sieht er aus wie der Barkeeper eines sehr eleganten Clubs. Wenn er über Musik redet, schließen sich seine Augen halb, dann taucht er ab, singt Fragmente, schlägt in der Luft Pauken. Beim Treffen klopft er schon nach wenigen Minuten auf den Tisch im Takt von Schumanns Erster, singt eine Violinstimme, die „immer falsch gemacht wurde“, sein Kugelschreiber entlädt die Wut am Wasserglas. Bäng! Hier ist der neue Bond der Klassik. So wie Daniel Craig das Image des Agenten entstaubt hat, gleichzeitig verroht vielleicht, jedenfalls aber in die Gegenwart geholt – so ist Järvi ein neuer Dirigent für eine neue Zeit.

Sezierter Orchesterklang

Perkussionist hat Järvi gelernt und dann getrommelt in der Rockband seines Landsmannes Erkki-Sven Tüür, des anderen großen estnischen Komponisten neben Arvo Pärt. Natürlich sind die drei Freunde und in Estland gleichermaßen Stars. Aber Järvis große Stunde schlug an der Weser. Mit der Bremer Kammerphilharmonie spielte Järvi zuletzt jahrelang Beethovens Sinfonien. Es wurde ein Welterfolg. Kritiker schrieben Sätze wie: „Endlich kann man die Neunte wieder hören.“ Die Deutsche Welle, die schon die Arbeit an Beethoven begleitete, bringt nun zum Bremer Schumann eine DVD heraus, die das Traumpaar Järvi und Kammerphilharmonie intim bei der Arbeit zeigt. Der Deutsche-Welle-Redakteur Christian Berger hat eine frische Art von Konzertfilm erfunden – einzelne Musiker werden vor leerem Weiß mit ihren Stimmen herausgenommen, später wieder in den Orchesterklang hineinmontiert. Der Film seziert. Dennoch, auch das sieht man, beschwört Järvi in den Proben immer wieder das Klischee von Schumann als dem großen Romantiker. Dem kompromisslosen Träumer. „He was a mad genius!“, ruft er seinen Musikern zu.

Paavo Järvi hat Schumann natürlich gewählt, gerade weil niemand ihn so ernst nimmt. Er sucht die Kraft im Problemfall. Schumann, geboren 1810, vierzig Jahre nach Beethoven, tritt Mitte des 19. Jahrhunderts in eine schwierige Phase der Musik. Der klassisch-romantische Urknall verhallt schon. Der neue Bombast Wagners klingt gerade erst an, Mahler ist noch fern. Franz Schubert klagte 1815 ausdrücklich: „Wer vermag nach Beethoven noch etwas zu machen!“ Robert Schumann steht ein paar Jahre später im tiefsten Schatten der Post-Symphonik. Er schreibt Klavierwerke, Lieder, kleine Formen. An Sinfonien wagt er sich erst spät. Erfolge werden sie nicht. Zu Unrecht, wie Paavo Järvi nun beweisen will. „Dass es Schumann geben konnte, ist das größte Faszinosum der Musikgeschichte“, sagt Järvi. Sein Einfluss, auch orchestral, sei nicht zu überschätzen. „Heute wird überall nur Wagner, Wagner, Wagner gespielt. Und wo hat der für seinen ‚Parsifal‘ geklaut? Bei Schumann.“

Järvi und die Kammerphilharmonie Bremen spielen nun Schumann in direkter Linie von Beethoven. Järvi schwärmt vom Anfang der „Eroica“: „Beethoven schlägt uns zweimal ins Gesicht, sagt, haltet alle das Maul, und dann baut er etwas darauf auf. Schumann tut das etwas anders – aber im selben Geist.“ Das nennt Järvi, zum Leidwesen seiner Musiker, immer wieder „neurotisch“. Und erklärt es so: „Man weiß nie, was als Nächstes kommt. Aber es ist nie Slapstick, nie billig, es bedeutet immer viel.“

Schumann gilt auch als Charakter der modernen Wahrnehmung wenig. Der Zwickauer, der erst Jura studierte und dann überstürzt zur Musik wechselte, stand im Schatten seiner viel berühmteren Frau Clara. Einige Musikwissenschaftler behaupten, das fünfte Kind des Paars sei eigentlich von Brahms. Schumann stürzt sich in den Rhein, seine letzten zwei Lebensjahre verbringt er im Irrenhaus – Clara besucht ihn genau einmal. So steht er vor der Welt da: als gehörnter Jammerlappen. Beigetragen haben dazu auch manche Biographien und der Spielfilm von 1985 mit Nastassja Kinski und Herbert Grönemeyer, der den Komponisten als weltfremden Trotzkopf spielt. „Nicht Schumann ist das Problem, wir sind es“, sagt Järvi dazu nur.

Der wahre Klang

Wurde bei Schumann-Sinfonien traditionell immer viel gestrichen, ganze Stimmen entfernt, so legen Järvi und die Bremer nun den wahren Schumann-Klang frei. Das scheint mitzureißen. „Dieses Orchester arbeitet nicht nur gern, es verlangt Mühe. Viele Musiker kommen zu früh, um ihre Stimmen noch zu üben.“ Das Wunder ist auch nicht ein Järvi-Sound, sagt Järvi, sondern „etwas Gemeinsames“. Fünfzehn Jahre arbeitet er mit ihnen, bestimmt fünfzig Mal hat er Beethovens Siebte aufgeführt. „Wir verstehen uns.“ Järvi ist kein Autokrat mehr.

Es geht um die Sache selbst. Etwa: Wenn eine Stimme unterzugehen droht, wurde sie oft verdoppelt. Das war die Wagnersche Megalomanie. Hier läuft es umgekehrt: Hört man die Oboen schlecht, lässt Järvi alle anderen leiser spielen, bis der Klang wieder da ist. So wird er feiner, durchsichtig. Deswegen mag er moderne Hörner nicht, bevorzugt Waldhörner – sie lassen mehr Platz im Klang. Kleinigkeiten, die einen Sound erzeugen. Akkurat. Schumann wirklich verstehen, das ist seine Mission.

Paavo Järvi Foto Helmut Fricke

Ein Mittagessen mit ihm wird schnell zum Exkurs über die späte Klassik. „Brahms versteckt alles vor Ihnen, zeigt sich nicht hinter der komplexen Musik“, sagt er. „Schumann dagegen kann nicht warten, alles auf den Tisch zu legen, Ihnen alles zu zeigen, bis dem keiner entkommt.“

Diese Freude, sich zu offenbaren, teilt wohl auch dieser besondere Dirigent. Übrigens, wie vieles an ihm, ein Erbe von Leonard Bernstein, den er heute noch verehrt. „Von Bernstein habe ich gelernt, dass Musik etwas bedeutet, dass es wirklich um etwas geht. Der alte Mann gebrechlich, langsam, aber am Pult immer wie ein Kind. Auch bei Proben, fern aller Kameras. Er sprang, er jubelte, er lebte die Musik.“

Kurz vor Schluss von Schumanns zweiter Sinfonie steht ein langes, breites Adagio, „espressivo“ schrieb der Komponist darüber – weite Streicherflächen formulieren alle Sehnsucht nach Vollkommenheit und ihr trauriges Scheitern zugleich. Empfindsame Hörer kann das in den Selbstmord treiben. Und dann, eine Pause kurz wie ein Fingerschnipsen, und plötzlich stürzt Schumann uns in ein karnevaleskes, unbekümmert rasendes Finale. Als wäre doch nichts gewesen. Bei Järvi ist das eine Explosion – ein wahrhaft schockierender Moment eben.

Paavo Järvi und Bremens Orchester haben dem modernen Ohr etwas zurückgegeben, was verloren schien: vier wilde, ungestüme, zügellose Sinfonien, die wirklich berühren können. Damit ist der Sinfoniker Schumann gerettet.

THOMAS LINDEMANN

Die DVD „Schumann at Pier 2“ mit allen vier Sinfonien Schumanns und einer sehenswerten Dokumentation erscheint am 5. November bei Naxos.

FRAGEN SIE REICH-RANICKI

Was hast Du eigentlich mit dem Deutschen Fernsehpreis gemacht, den Du damals nicht haben wolltest?
Thomas Gottschalk, Malibu

Den Glaspokal hat damals mein Sohn an sich genommen. Aber er hat ihn auch nicht mehr. Er hat ihn vor einiger Zeit dem „Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ in Bonn geschenkt, für deren Ausstellung „Humor in der Politik“.

Könnten Sie einmal etwas über die Straßburger Dichter Otto Flake, René Schickele und Hans Arp schreiben? Das würde mich sehr freuen.
Ulrich Hunner, Erlangen

Sie alle drei schrieben beachtliche, aber keineswegs aufregende Gedichte, die mittlerweile teilweise vergessen sind. In guter Erinnerung geblieben ist mir Schickeles „Die Flaschenpost“, sein letzter abgeschlossener Roman.

Was halten Sie von Ricarda Huch?
Franka Junger, Kaiserslautern

Ricarda Huch war schon in ihrer Jugend sehr begabt und entwickelte sich zu einer erfolgreichen Schriftstellerin. In ihrem Werk kommen allerlei erotische Ereignisse zur Sprache, die gerade für die Romane – so auch für „Michael Unger“ von 1903 – nicht unwichtig sind. Besonders gut haben mir auch einige ihrer Erzählungen gefallen. Leider werden ihre Texte heute nur selten gelesen.

Ihre Fragen schicken Sie an Sonntagsfrage@faz.de oder Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Stichwort „Sonntagsfrage“, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin.

FRAGEN SIE GOTTSCHALK

Wieso sind Sie Juror bei „Das Supertalent“ auf RTL? Ich habe Sorge, meine hohe Meinung von Ihnen in Frage stellen zu müssen.
Josi Adam (14), Frankfurt

Ich als großer Fan von Ihnen frage, warum Sie Ihr in vielen Jahrzehnten angesammeltes monumentales Image nun gleichsam mit dem Vorschlaghammer in der Sendung „Supertalent“ an der Seite von Dieter Bohlen zertrümmern? Machen Sie das bewusst?
Edeltraud Dudek, Eschborn

Bevor ich von den Lesern dieser Seite als Träger des Lichtes akzeptiert werde, muss ich mich wohl erst von den Dämonen der Finsternis lossagen. Aber Josi und Edeltraud sind nicht die Ersten, die wissen wollen, welcher Teufel mich geritten hat, beim „Supertalent“ alles, was ich mir in einem Vierteljahrhundert öffentlich-rechtlichen Wohlverhaltens an Zustimmung erworben habe, an der Seite dieses „unsäglichen Herrn Bohlen“ nun auf einen Schlag zu verspielen.

Seien Sie unbesorgt, ich habe mir das gut überlegt. Es ging mir wie dem Dompfarrer, der, nachdem er Jahr um Jahr in die frommen Gesichter der bereits Bekehrten gepredigt hat, zu dem Entschluss kam, noch einmal in die Mission zu gehen. Nach dem Weihrauch des Hochamtes noch mal der rauhe Wind der Diaspora. Und ich kann Sie beruhigen, die Heiden, die mir dort begegnen, sind besser als ihr Ruf. Klar, sie johlen bei Bohlen, aber sie werden auch ganz andächtig, wenn ein Büroangestellter im unvorteilhaft engen Strickpulli plötzlich die große Schluss-Arie des Scarpia aus Puccinis „Tosca“ anstimmt. Da gibt es schnell mal Standing Ovations für jemanden, der 15 Sekunden den Ton halten kann, und die Andacht legt sich auch schnell wieder. Aber ich lass’ mir die Genugtuung nicht nehmen, dass da eben ein paar Zuschauer ein paar Momente lang etwas mitbekommen haben, was sie sonst nirgendwo gefunden hätten, weil sie es nie gesucht haben. Ich weiß, dass diese Glücksmomente kurz sind, aber es gibt sie. Und es gibt sie viel öfter, als man vermutet, davon konnte ich mich inzwischen überzeugen, denn im Gegensatz zu vielen Kritikern des „Supertalents“ habe ich dort über die ganze Distanz eingesessen.

Es gehört zum guten Ton, dieses Format, trotz oder gerade wegen seines Erfolges, furchtbar zu finden. Aber das ist moderne Fernsehunterhaltung, wie sie beim jugendlichen Zuschauer, und nur dem läuft das Fernsehen derzeit nach (ein Unding, das wir an dieser Stelle demnächst gerne ausführlicher diskutieren können), ankommt. Falls er überhaupt noch fernsieht.

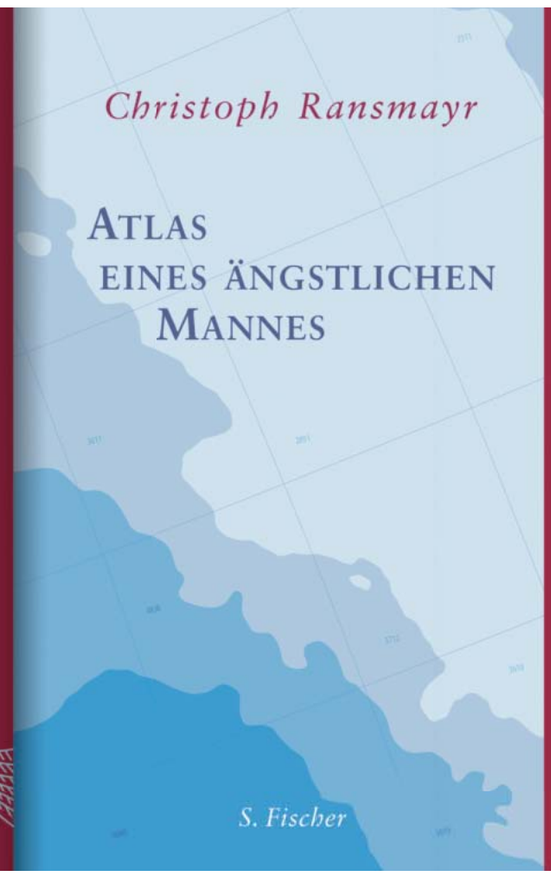
Ich musste mich den Quoten des „Supertalents“ in den letzten Jahren als „Wetten, dass . . .?“-Moderator immer wieder geschlagen geben. Ein Umstand, den mir auch jene immer genüsslich vorgehalten haben, die jetzt barmen, wie es mich dorthin verschlagen konnte. Aber gegen seinen Willen wird dort niemand mehr „vorgeführt“, auch ich nicht. Allerdings habe ich die Anzahl derer unterschätzt, die sich mit großer Begeisterung ausbuhen lassen, nachdem sie sich zuvor in noch größerer Selbstüberschätzung vor die Kamera gedrängt haben. Hier gehe ich eher von einer pädagogisch heilsamen Wirkung auf Kandidat und Zuschauer aus. Und gebe die Hoffnung nicht auf, dass mir dort, irgendwann, ein wirkliches, bewegendes Talent in die Arme läuft. Ein Ort, wo das möglich ist, kann kein ganz schlechter sein. Denn auf der Bühne steht immer einer, „. . . der strebend sich bemüht“, und den können wir, mit Faust, „erlösen“. Mit diesem Goethewort winke ich meinem Mitkolumnisten zu, den ich immer an meiner Seite wusste und der mich nun sogar auf seiner Seite duldet. Ich werde mich bemühen.

Ihre Fragen an Gottschalk schicken Sie bitte an gottschalkfragen@faz.de.

www.fischerverlage.de

Lesereise Christoph Ransmayr
7. November, Karlsruhe, Jubez
8. November, Bielefeld, Stadtbibliothek
11. November, Darmstadt, Stadtkirche
12. November, Hamburg, Literaturhaus
16. November, München, Literaturhaus
19. November, Frankfurt, Literaturhaus
20. November, Berlin, LCB
Weitere Termine siehe
www.fischerverlage.de/Termine

Christoph Ransmayr
schreibt einen Atlas der Welt

Der ›Atlas eines ängstlichen Mannes‹ ist eine einzigartige, in siebzig Episoden durch Kontinente, Zeiten und Seelenlandschaften führende Erzählung, in der Ransmayr als beteiligter Zeuge und in atemberaubenden Bildern Leben und Sterben, Glück und Schicksal der Menschen an den fernsten und nächsten Orten dieser Erde kartographiert.

464 Seiten, gebunden, € (D) 24,99 Ein Buch von S. FISCHER